

Die Neue Welt

Nr. 29

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

I.

„Hol's der Teufel!" rief plötzlich der alte Roland, der seit einer Viertelstunde unbeweglich dafuß, die Augen auf das Wasser geheftet, und ab und zu mit leichter Bewegung seiner Angel, deren Schnur in die Meerestiefe niedergesunken war, anzog.

Frau Roland saß hinten im Schiff neben Frau Rosémilly, die zu diesem Fischzug eingeladen war. Nun wachte sie auf und wendete den Kopf zu ihrem Mann:

„Was ist denn! — Was ist denn! — Hieronymus?"

Der gute Mann antwortete lächelnd:

„Es heißt absolut Keiner mehr an, seit Mittag habe ich nichts gefangen. Man sollte nur mit Männern angeln gehen, die Franzosen sind immer schuld, daß man zu spät abfährt."

Seine Söhne, Hans und Peter, die Beide, der eine auf Backbord, der andere auf Steuerbordseite, eine Angelschnur hielten, die sie um den Zeigefinger gewickelt, begannen zu gleicher Zeit zu lachen, und Hans antwortete:

„Das ist aber nicht artig gegen unseren Gast, Papa!"

Herr Roland wurde verlegen und entschuldigte sich: „Bitte um Verzeihung, Frau Rosémilly, ich bin nun mal so. Ich lade Damen ein, weil ich gern mit ihnen zusammen bin, aber wenn ich dann mal das Wasser unter mir weiß, denke ich nur noch an die Fische."

Frau Roland war ganz wach geworden und blickte verzückt auf die Klippen und das Meer in der Weite. Sie murmelte:

„Aber Ihr habt doch eine Menge gefangen."

Doch ihr Mann schüttelte den Kopf, während er einen liebevollen Blick auf den Korb warf, in dem die Fische, die die drei Männer gefangen, noch leise zappelten, mit dem dumpfen Geräusch der Schuppen und zuckenden Flossen, ein ohnmächtiges, ersterbendes Schnappen und Ginjaugen der todbringenden Luft.

Der alte Roland klemmte den Korb zwischen die Kniee, neigte ihn so, daß das silberglänzende Gewirr der Thiere bis an den Rand rutschte und er die unten liegenden sehen konnte. Das Zappeln wuchs, und aus dem Grund des gefüllten Korbes lag der kräftige Geruch der Thiere, gesunder Meeresluft.

Der alte Fischer sog ihn mit vollen Lungen ein, wie man Rosen riecht, und meinte:

„Verflucht, die sind schön frisch!" Dann fuhr er fort: „Wie viel hast Du denn davon gefangen, Doktor?"

Peter, sein ältester Sohn, ein Mann von dreißig

Jahren mit schwarzem, kurz gehaltenem Backenbart, wie ihn die Beamten zu tragen pflegten, antwortete:

„Ach, nicht viel! Drei oder vier."

Der Vater wendete sich zum Jüngeren:

„Und Du, Hans?"

Hans, ein großer, blonder Bursche mit starkem Bart, der viel jünger war als sein Bruder, lächelte und sagte:

„Etwa so viel wie Peter — vier oder fünf."

Jedesmal kehrte dieselbe Blige wieder, worüber der alte Roland glücklich war.

Er hatte seine Angel um eine Adergabel gewickelt, kreuzte die Arme und sagte:

„Das thue ich nie wieder, Nachmittags fischen."

Wenn es 'mal zehn vorüber ist, ist's aus. Die Burschen beißen nicht mehr an, jetzt halten sie Ruhe in der Sonne."

Der gute Mann blickte auf das Meer ringsum mit einer Miene, als gehörte es ihm.

Er war früher Juwelier in Paris gewesen, den eine nicht zu dämpfende Passion für Schiffahrt und Fischfang dazu geführt hatte, sein Geschäft aufzugeben, sobald er eines Tages genug verdient, um beschließen von seinen Renten zu leben.

Er zog sich also nach Havre zurück, kaufte eine Barkte und wurde aus Viehhaberei Schiffer. Seine beiden Söhne, Hans und Peter, blieben in Paris, ihre Studien fortzusetzen, und kamen nur von Zeit zu Zeit in den Ferien, um an dem Wassersport ihres Vaters Theil zu nehmen.

Als der Älteste, Peter, der fünf Jahre mehr zählte als Hans, das Gymnasium verlassen hatte, zogen ihn die verschiedensten Berufsarten an, und er hatte wohl ein halbes Duzend, eine nach der anderen, versucht. Schnell war ihm jede zuwider geworden, und immer hatte er neue Pläne begonnen.

Zuletzt hatte es ihm die Medizin angethan, und er hatte sich mit solchem Eifer auf die Hosen gesetzt, daß er, nach ziemlich kurzem Studium, und nachdem er vom Ministerium die Erlaubniß erhalten, das Examen früher als vorgeschrieben abzulegen, eben seinen Doktor gemacht hatte. Er war klug und für Alles begeistert, aus einer Stimmung in die andere fallend, voller Pläne und philosophischer Ideen.

Hans war so blond wie sein Bruder schwarz, so gefest wie sein Bruder aufgeregt, so nachgiebig wie sein Bruder nachträgend. Er hatte ruhig Jura studirt und zu gleicher Zeit sein erstes juristisches Examen abgelegt, als Peter Doktor wurde.

Alle Beide ruhten sich jetzt im Schooß der Familie eine Zeit lang aus, und Beide hatten die Absicht, wenn das Schicksal ihnen günstig wäre, sich in Havre niederzulassen.

Aber eine unbestimmte Eifersucht, eine von jenen in Seelentiefen schlummernden Eifersuchtsregungen, die zwischen Brüdern oder Schwestern, bis sie erwachsen sind, langsam reifen und zum Durchbruch kommen, etwa bei der Verheirathung des Einen, oder bei irgend einem Glück, das dem Andern widerfährt, blieb immer zwischen ihnen wach, eine brüderliche, dumpf schlummernde Feindschaft. Sie hatten sich gewiß lieb, aber sie trauten einander nicht. Peter, der fünf Jahr alt gewesen, als Hans geboren wurde, hatte mit der Feindschaft des kleinen verzogenen Diebstahls dies andere kleine Wurm betrachtet, das plötzlich Vater und Mutter im Kerker hielten, und das so viel Liebe und Lieblosung erfuhr.

Hans war von Kind auf ein Muster an Weichheit, Güte und gleichmäßigem Charakter gewesen, aber Peter war mit der Zeit unruhig geworden, als er unausgesetzt diesen dicken Wengel loben hörte, dessen Sanftmuth ihm als Schlappheit erschien, dessen Güte ihm wie Dummheit vorkam und dessen Untüchtigkeit nur Beschränktheit für ihn war. Die Eltern, ruhige Leute, die für ihre Söhne eine anständige, mittelmäßige Stellung im Leben erhofften, warfen ihm sein Schwanken vor, seine Begeisterung, all seine verunglückten Versuche, seine fehlgeschlagenen phantastischen Ideen, seine Neigung zum Besonderen.

Seit er erwachsen war, sagte man nicht mehr zu ihm: „Du, sieh mal den Hans an, denn kannst Du nachhelfen," sondern er hörte immer und immer wieder: „Hans hat Das gemacht und Hans hat Jenes gemacht," und er verstand sehr wohl, was das heißen sollte.

Ihre Mutter, eine ruhige, gefestete, sparsame, etwas sentimentale Bürgerfrau, die richtige Kassirerinnenseele, beruhigte unausgesetzt die kleinen Eifersüchteleien, die täglich zwischen den beiden großen Söhnen durch die unbedeutenden Geschehnisse des Zusammenlebens entstanden. Aber in diesem Augenblick störte ein kleines Ereigniß ihre Ruhe, und sie fürchtete eine Verwicklung. Denn während ihre Kinder ihre Studien vollendeten, hatte sie diesen Winter die Bekanntschaft einer Nachbarin gemacht, der Frau Rosémilly, der Wittve eines Kapitäns, der überseeische Fahrten gemacht und vor zwei Jahren auf dem Meere umgekommen war. Die junge Wittve — sie war ganz jung, erst dreißig Jahre alt — war eine Frau, die unbewußt wie ein Thier das Leben kannte. Es war, als wäre ihr Alles schon einmal vorgekommen, als begriffe und wäge sie alle Möglichkeiten ab, die sie mit gesundem Menschenverstand wohlwollend, aber mit etwas engem Horizont beurtheilte. Sie hatte sich gewöhnt, Abends mit einer Handarbeit zu einem kleinen Schwätzchen

zu ihren lebenswürdigen Nachbarn zu kommen, um eine Tasse Thee zu trinken.

Der alte Roland, den sein Seefahrerthum unangesehnt beschäftigte, fragte die neue Freundin nach dem verstorbenen Kapitän und sie erzählte rückhaltlos von ihm, von seinen Reisen, von den Abenteuern, die er berichtet, als verständige Frau, die sich in ihr Schicksal ergeben hat, das Leben liebt und den Tod achtet.

Als die beiden Söhne zurückkehrten und die hübsche Wittve in ihrem väterlichen Haus trafen, begannen sie sofort, ihr den Hof zu machen, weniger mit dem Wunsch, ihr zu gefallen, als weil sie sich gegenseitig ansprechen wollten.

Ihre praktische, vorsichtige Mutter hoffte sehr, daß einer von Beiden Sieger bleiben werde, denn die junge Frau war reich, aber sie hätte es gern gesehen, wenn es dem Andern kein Herzleid gebracht hätte.

Frau Rosémilly war blond, hatte blaue Augen, und bei dem leisesten Aufzug war ihr lockiges Haar immer in Bewegung. Sie sah etwas herausfordernd, unternehmend aus, was garricht mit ihrer vernünftigen Denkungsweise im Einklang stand.

Schon schien sie Hans vorzuziehen, da sie ähnlichen Charakters waren. Aber diese Bevorzugung zeigte sich nur durch einen kaum wahrnehmbaren andern Ausdruck in Stimme und Blick und darin, daß sie öfter derselben Ansicht war wie er. Sie schien zu ahnen, daß Hans' Ansichten ihre eigenen bekräftigen würden, während sie mit Peter unfehlbar in Streit gerieth. Wenn sie von der Gedankenwelt des Doktors sprach, von seinen politischen, künstlerischen, philosophischen, moralischen Ansichten, nannte sie sie wohl ab und zu: „Ihre Ideen“. Dann blinnte er sie mit dem kalten Blicke des Staatsanwaltes an, der die Anklagen gegen Frauen führt, gegen alle Frauen, diese jämmerlichen Geschöpfe.

Ob die Söhne zurückgekehrt waren, hatte der alte Roland die junge Wittve niemals zu seinen Fischjagen eingeladen, denn auch seine Frau nahm nicht daran Theil, da er vor Tagesanbruch auszufragen pflegte mit Kapitän Beaujire, einem Seefahrer außer Dienst, den er einmal im Hafen kennen gelernt und mit dem er innig befreundet worden; als Dritter kam der alte Matrose Papagris, Jean-Bart geheißen, dazu, der die Leitung des Bootes übernahm.

Da hatte eines Abends in der vergangenen Nacht, als Frau Rosémilly bei ihnen saß, diese gesagt: „Das Fischen muß doch sehr amüsan sein,“ und der ehemalige Juwelier fühlte sich geschmeichelt in seiner Passion und empfand die Lust, Projektyen zu machen wie ein Priester. Deshalb sagte er:

„Wollen Sie 'mal mitkommen?“
„Sehr gern.“
„Nächsten Dienstag?“
„Sicher, nächsten Dienstag.“

„Sind Sie aber auch dabei, wenn wir am fünf Uhr früh in See stechen?“

Sie ließ einen Schrei des Entsetzens aus:

„Ne! Das auf keinen Fall.“

Er war stillschweigend, abgetupft und bedauerte nun plötzlich seine Einladung. Dennoch fragte er:

„So, wann könnten Sie denn fort?“

„Ne, um neun.“

„Früher nicht?“

„Nein, früher nicht, das ist schon sehr zeitig.“

Der gute Mann zögerte. Jüngere würden sie ja nicht, denn wenn erst die Sonne brennt, heißen die Fische nicht mehr an. Aber die beiden Brüder wollten durchaus, daß die Bootfahrt zu Stunde komme, und setzten Alles durch.

Am folgenden Dienstag hatte also die „Perle“ unterhalb der weichen Felsen des Cap de la Hébe Anker geworfen, und bis Mittag hatten sie gefischt, dann geschlafen, dann wieder gefischt, ohne etwas zu fangen. Und nun hatte der alte Roland, der etwas spät begann, daß Frau Rosémilly nur Spaß an der Seefahrt hatte, und als er sah, daß seine Angel nicht mehr zuckte, in einem Augenblicke der Ungeduld dieses energische: „Hol's der Teufel!“ gerufen, das ebenfalls der gleichgültigen Wittve als den Thron galt, die sich nicht fangen ließen.

Jetzt betrachtete er die gefangenen Fische, seine Fische, mit der zitternden Freude des Geizigen, dann schlug er die Augen zum Himmel auf, sah, daß die Sonne schon niedertieg und sagte: „Na, Jungens, wenn wir nun ein bißchen nach Haus führen?“

Beide zogen ihre Schnüre ein, rollten sie auf, steckten die gereinigten Angelhaken in ein Stück Kort und warteten ab.

Roland hatte sich erhoben, um wie ein Schiffskapitän nach dem Wetter zu sehen. Dann sagte er: „Kein Wind mehr, da müssen wir rudern, Jungens!“

Und plötzlich schloß er, indem er den Arm nach Norden ausstreckte:

„Da seht 'mal, seht 'mal, der Dampfer von Southampton.“

Ueber dem ebenen Meer, das wie ein blauer, riesiger, leuchtender Stoff mit Goldflecken und Feuerblitzen ausgebreitet lag, ruhte in der Ferne in der angegebenen Richtung am rothigen Himmel eine dunkle Wolke und darunter bemerkte man das durch die Entfernung winzig erscheinende Schiff.

Nach Süden zu sah man noch andere zahlreiche Rauchwolken, die alle nach der Höhe von Havre zu gingen, dessen weiße Mole, mit dem wie ein Horn an der Spitze aufgerichteten Leuchtturm, man von Weitem kaum unterscheidet.

Roland fragte: „Ist nicht heute die „Normandie“ fällig?“

Hans antwortete: „Ja wohl, Papa.“
„Gieb mir 'mal das Fernrohr, ich glaube, da drüben ist sie.“

Der Vater zog das Messingrohr auseinander, setzte es an's Auge, suchte den Punkt und rief dann plötzlich, glücklich, es erkannt zu haben: „Ja, ja, sie ist's, ich erkenne die beiden Schornsteine. Wollen Sie 'mal sehen, Frau Rosémilly?“

Sie nahm das Glas, richtete es in den fernen Ocean hinaus, aber wahrscheinlich, ohne den Dampfer zu finden, denn sie unterschied nichts, als das Blau mit einem farbigen Rand, einem runden Regenbogen und ganz feinen elliptischen Linien, daß sie ganz festank wurde.

Sie richtete das Fernrohr zurück: „Ich habe nie etwas sehen können durch so ein Ding. Das ärgerte meinen Mann immer, der Stunden lang am Fenster stand, um die Schiffe vorüberfahren zu sehen.“

Der alte Roland sagte erkannt: „Das muß an Ihren Augen liegen, denn mein Glas ist ausgezeichnet.“

Dann bot er es seiner Frau an: „Willst Du 'mal sehen?“

„Nein, danke. Ich weiß schon vorher, daß ich's nicht kann.“

Frau Roland, eine Frau von achtundvierzig Jahren, der man ihr Alter kaum ansah, schien die Seefahrt und den Abend noch mehr zu genießen, als die Andern.

Ihr braunes Haar begann nur wenig zu ergrauen. Sie hatte etwas Ruhiges, Vernünftiges, Glattes, Gutes, daß man sich freute, sie anzusehen. Wie ihr Sohn Peter sagte, kannte sie den Werth des Geldes. Aber trotzdem liebte sie zu träumen, sie liebte zu lesen, liebte Romane und Gedichte, nicht wegen ihres Kunstwerthes, aber wegen der melancholischen, süßen Träumerei, die sie in ihr weckten. Jemand ein, vielleicht schlechter, banaler Vers traf ihre Herzenssaite, wie sie sagte, und stöhnte ihr das Gefühl wunderbarer Wünsche ein, die ihr fast erfüllt zu sein schienen. Und sie gestiel sich in diesen angenehmen Aufregungen, die ein wenig ihre Seele, die sonst in Ordnung war wie ein Hauptbuch, in Schwirrgängen versetzten.

Seitdem sie in Havre waren, hatte sie ziemlich an Leibeslust gewonnen, so daß ihre einst sehr schlaffe, biegsame Gestalt etwas schwerer geworden war.

Ueber diese Spazierfahrt auf dem Meer war sie glücklich. Ihr Mann behandelte sie manchmal etwas grob, ohne böse zu sein, wie die Sudentinnen ohne Born und Haß oft grob sind, weil für sie Befehlen so viel wie Schimpfen heißt. Vor jedem Fremden hielt er sich im Zaum, aber in der Familie ließ er sich gehen und that manchmal wie ein Bullenbeißer, obgleich er sich eigentlich vor aller Welt fürchtete. Sie hatte Angst vor Ezeuen, Lärm, Aufregung und

unmäßigen Auseinandersetzungen, gab immer nach und wollte nie etwas haben. Und so wagte sie es schon seit länger Zeit nicht mehr, Roland zu bitten, sie 'mal auf dem Meere spazieren zu fahren. Sie hatte also mit größter Freude diese Gelegenheit ergriffen und genoß nun das seltene und neue Vergnügen.

Seitdem sie auf der See waren, überließ sie sich ganz mit Leib und Seele dem Wohlgefühl, sanft auf dem Wasser dahin zu gleiten. Sie dachte nichts, keine Erinnerungen tauchten vor ihr auf, und sie schmiedete keine Zukunftssträume. Es war ihr, als ob ihr Herz ebenso wie sie selbst auf etwas Flüssigem, Weichem, Köstlichem dahingleite, das sie wiegte und einschläferte.

Als der alte Roland die Mißkehr befahl: „Vorwärts, an die Riemen,“ lächelte sie beim Anblicke ihrer Söhne, der beiden großen Söhne, wie sie ihre Fäden auszogen und über die nackten Arme die Nerven aufstreckten.

Peter, der näher bei den Damen saß, nahm den Steuerbord-, Hans den Backbordriemen, und sie warteten, bis der Schiffsteiler befahl: „Sekt ein,“ denn er hielt darauf, daß die Manöver prompt und gleichmäßig ausgeführt wurden.

Sie ließen mit einem Schlag die Riemen eintauchen, legten sich rückwärts und zogen an, so sehr sie konnten, um ihre Kraft zu zeigen.

Sie waren hergesegelt, aber der Wind war abgeflaut. Und nun erwachte plötzlich in den beiden Brüdern der Mannesehrsitz bei der Aussicht, sich gegeneinander zu messen.

Wenn sie mit dem Vater allein fischen fuhren, ruderten sie, ohne daß gesteuert wurde, denn Roland bereitete die Angeln vor, indem er den Gang des Schiffes regelte, durch irgend eine Bewegung oder ein Wort: „Hans schwächer, Peter stärker,“ oder er sagte: „Vorwärts, Nummer eins, vorwärts, Nummer zwei! Ein bißchen in die Hände spucken!“ Der, der geträumt hatte, legte sich dann stärker in die Riemen, Der, der eifrig gerudert, ließ etwas nach, und das Schiff gewann wieder seinen Kurs.

Heute konnten sie ihre Muskeln zeigen. Die Arme Peter's waren behaart, mager, nervig; die von Hans dick, weiß, rosig, mit einem Muskelnnoten, der unter der Haut hin- und herglitt.

Zuerst legte sich Peter stärker in die Riemen, mit zusammengebissenen Zähnen, gefurchter Stirn, ausgestreckten Beinen, fest das Holz umfassend, bog er es in seiner ganzen Länge, und die „Perle“ richtete den Bug der Kräfte zu. Der alte Roland, der am Vordersteven saß, um die ganze Bank hinten den beiden Damen zu überlassen, brüllte aus voller Lunge:

„Sachte, Nummer eins! Feste, Nummer zwei!“
„Nummer eins ruderte noch stärker, und Nummer zwei konnte dieser wahnwitzigen Anstrengung nicht folgen.“

Endlich befahl der Schiffsteiler: „Stopp!“ Die beiden Riemen hoben sich gleichzeitig, und Hans mußte auf Befehl des Vaters ein paar Augenblicke allein rudern. Aber von diesem Moment ab war er im Vortheil, ward lebhaft, wuchs in seinen Kräften, während Peter, durch die übermäßige Anstrengung ermattet und außer Athem, schwächer ward und schnaufte. Viermal hintereinander ließ der Vater Roland abstoppen, um den Aeltesten Athem schöpfen zu lassen, und damit das abluende Schiff wieder den Kurs gewinne. Da sagte der Doktor, Schwelger auf der Stirn, mit bleichen Wangen, wüthend und beschämt:

„Ich weiß nicht, was heute mit mir los ist, ich habe eine Herzbelemmung; ich bin zu toll in's Zeug gegangen, und das liegt mir in den Armen.“

Hans fragte: „Soll ich beide Aender nehmen?“

„Nein, danke. Es wird schon vorübergehen.“

Es ärgerte die Mutter, und sie sagte: „Aber Peter, was hat denn das nur für einen Zweck, Dich in so einen Zustand zu bringen? Du bist doch kein Kind mehr.“

Er zuckte die Achseln und begann wieder zu rudern. Frau Rosémilly schien nichts zu sehen, nichts zu hören, nichts zu begreifen. Ihr kleiner blonder Kopf neigte sich bei jedem Ausziehen des Schiffes etwas zurück, so daß an der Schläfe die feinen Haare flatterten.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Heppigkeit früherer Zeiten.

Von Adolf Braun.

I.

In einem für weitere Kreise bestimmten und viele Belehrung enthaltenden Buche von Baumhardt: „Am tausenden Webstühle der Zeit“, findet sich die folgende Stelle:

Man hat mit Recht behauptet, daß heute eine Dienstmagd häufig schönere und kunstvollere Kleider trägt, als dereinst die Gemahlin eines römischen Kaisers.

Die Lobredner der Gegenwart stellen es immer so dar, als ob eine Fülle von Gemäßen heute den Menschen gesichert ist, die sich in früheren Zeitaltern der Reichste und Mächtigste nicht verschaffen konnten. Es ist hier nicht der Ort, gegen die Methode dieser oberflächlichen Vergleiche Einwendungen zu erheben. Wir wollen nur an einigen Beispielen zeigen, wie früher Tracht und Lebensgewohnheit vielfach üppiger waren als heute.

Besehen wir uns einmal die Tracht der Gemahlinen römischer Kaiser, mit der heute manch Dienstmädchen nicht tauschen möchte! Lollia, die Tochter des Marcus Lollius, die Gemahlin des Kaisers Gaius Claudius, zeigte sich nicht bei großen Festen, sondern bei den Verlobungen von unbedeutenden Männern ganz mit Smaragden und Perlen bedeckt. Durch vorgelegte Rechnungen bewies sie, daß dieser Schmuck, der nicht der kaiserlichen Schatzkammer gehörte, sondern ihr Privatbesitz war, 10 000 000 Sesterzien, oder 2 026 660 Thaler kostete. Dichtete doch schon Plautus (200 Jahre vor unserer Zeitrechnung):

Was ist dabei zu wundern? Als ob nicht gar Viele durch die Straßen zögen, ganze Grundstücke auf dem Reibe? — Volleinds Die, Die alle Jahr den Kleibern neue Namen Erfinden . . .

Und dann folgen vier Zeilen Kleibernamen, die nicht unübersehbar sind.

Welche Dienstmagd kann auf sich die folgenden üssigen Verse des gleichen Dichters beziehen:

Da sieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter steh'n, Schuhhändler, Wortemacher, Heudenhandelsleut; Und Schleierweber, Färber in violett und gelb; Dann Nermelmacher, Spezereihändler auch. Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen steh'n; Dann fiegend Schuster- und Pantoffelmachervolk; Es stehen Sohlenmacher, Malbenfärber da, Haarlockenträger, Schneider — Alle fordern Geld.

Wie schon Jahrhunderte vor der Kaiserherrschaft in alten Rom ein Kleiderlärm herrschte, so beschränkte er sich im kaiserlichen Rom keineswegs auf die „höchsten“ Schichten der Gesellschaft. Auch bei den Plebejern war der Wunsch laut, daß sich ihre Frauen mit Perlen schmückten, so daß der Satiriker Martial im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die folgenden Verse niederschrieb:

Nicht beim heiligen Dienste Dindymenens*, Nicht beim Stiere der unbesleckten Milch, Nicht bei Göttern, mein Freund, noch bei Götinnen Schwört Fabulla; sie schwört bei ihren Perlen. Diese herzet die Thörin, diese küßt sie. Diese nemet sie Bräuer, diese Schweflern, Diese liebet sie mehr als beide Kinder. Sollten diese der Armen einmal fehlen, Glaubst sie, würde sie keine Stunde leben.

Welchen Luxus die verderbten Weiber der römischen Kaiserzeit von Mädchen hielten, beweist die Ausbildung der Kosmetik, der Friseur- und ähnlicher Künste. Schon Ovid, der im Beginne der Kaiserzeit dichtete, erzählt, daß man ebenso wenig im Stande sei, die Haartrachten in Rom, als etwa die Mädchen an einer afrikanischen Giche oder das wilde Kethier auf den Alpen zu zählen, daß jeder Tag neuen neuen Schmuck für das Haupt der Weiber zu Wege bringe. So wie in Paris die Frauen von Napoleon I. und des III. die Mode angaben, so waren es auch in Rom die Kaiserinnen, die den Ton angaben.

Man trug auch Perücken, man fürchte auch das Haar.

* Kybele, die „große Göttermutter“.

Fabulla schwört, daß ihr die Haare zugehören, Die sie sich jüngst gekauft. Mit Recht kann sie dies schwören.

So spottet Martial über das schöne Haar der Fabulla.

Durch Bepösterungen und künstliche Verringerung des Busens änderte man die Gestalt. Hände, Nägel und Zähne wurden mit mannigfachen Künsten gepflegt. Falsche Zähne und Gebisse waren nicht unbekannt. Die Haut machte man zart mit einem aus Brot und Gelsmilch verfertigten Teige.

Galla, dich flickt dein Püßlich aus hundert Augen zusammen;

Während in Rom du lebst, röstet dein Haar sich am Rhein.

Wie Dein seidnes Kleid, so hebst Du am Abend den Zahn auf.

Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt, Wangen und Augenbrauen, womit du Erhöhung und zuwindest.

Malte des Mädchens Kunst, die dich am Morgen geschmückt.

Darum kann kein Mann zu dir: „ich liebe dich,“ sagen,

Was er liebt, bist nicht du! Was du bist, liebet kein Mann.

Um all das zu erreichen, brauchte es vieles Wertgegenst. Salben und Essenzen, Schminkebalken, Pinsel, Soubden, Ohrstöpselchen, Messerchen, Rängchen, Toilettenpiegel, Brenneisen, Kämmen, Bänder und Bändchen, Hänbchen und zahlreiche andere Gegenstände mannigfaltigster Art. Die feinsten Stoffe, auch Seide, die damals nur aus China kommen konnte, wurden zu den Kleidern verwandt, kostbare Stickerien, Uebermaß von Schmuck darauf gebracht, Fächer, Sonnenschirme von höchstem Luxus wurden getragen. Ein Heer von Sklaven und Sklavinnen mußte der Dame im kaiserlichen Rom zur Verfügung stehen, um ihren Körper zu schmücken, um ihr stets zu Diensten zu sein.

Noch reicher waren Tracht und Schmuck im oströmischen Reiche. Der Kaiser, so berichtet der Kirchenvater Chrysostomus, trägt entweder ein Diadem oder eine unschätzbare, mit Edelsteinen besetzte goldene Krone. Diese beiden Abzeichen, bezugleich seine Purpurgewänder, bleiben einzig und allein „seiner Heiligkeit“ und meist auch seiner Gemahlin vorbehalten; auch sind die seidenen Gewänder mit goldenen Drachenbildern durchwirkt. Sein Thronstuhl ist von massivem Golde. So oft er öffentlich erscheint, umgeben ihn seine Hofbeamten, seine Leibwache und seine Diener. Deren Speere, Harnische und Schilde, die Zänne und Decken der Pferde sind durchaus von Gold oder scheinen es doch zu sein, und der breite glänzende Buckel in der Mitte dieser Schilde ist von kleineren Buckeln umringt, der Gestalt des menschlichen Auges nachgebildet. Die beiden außerlesenen Mantstiere, welche den Wagen des Kaisers ziehen, sind vollständig weiß, mit Gold überdeckt. Der Wagen, der aus lauterem, gediegenem Golde gearbeitet ist, erregt die Bewunderung aller Zuschauer, welche die purpurfarbenen Vorhänge, den weißen Teppich, die Edelsteine und die goldenen Platten anstaunen, die durch das Fahren zitternd bewegt, einen hellglänzenden Schimmer ausstrahlen.

Nicht minder prunkvoll traten die Kaiserinnen auf. So wird von der Kaiserin Irene (792—802) berichtet, daß die Zügel der vier weißen Pferde, die ihrem Prachtwagen vorgepannt waren, von eben so viel Patriziern, die zu Fuß mitgingen, gehalten werden mußten. Unermeßlich war der Werth der Kronen und des Edelgesteins, das in verschwenderischer Pracht die kostbaren gefärbten Stoffe des Kleides bedeckte, selbst die purpurfarbenen Schuhe waren mit Perlen besetzt. Goldstaub wurde auf den Wegen gestreut, auf dem Kaiser und Kaiserin einherschreiten wollten. Ein Heer von Beamten, Dienern und Sklaven beider Geschlechter, zahllose Eunuchen füllten die von Gold und Edelgestein starrende Kaiserburg von Byzanz, die den Platz einer Stadt füllte, in der Gemächer für den Sommer und den Winter, für jede Staats- und Zeremonialhandlung besondere Säle vorhanden waren.

Ein raffiniertes System slavischen Zeremoniells erniedrigte alle Unterthanen vor dem Angesicht des

Kaisers und der Kaiserin. So berichtet Gibbon, daß die verdienstlichsten Staatsmänner und Feldherren, die angesehensten Männer und Frauen vom Eingange des „heiligen Gemaches“ bis zu den Stufen des Thrones der Kaiserin Theodora kriechen mußten, um der Gnade gewürdigt zu werden, ihren Fuß ehrfurchtsvoll küssen zu dürfen. Und Diehl schildert, wie die Größten des Reiches den Ober-Eunuchen derselben Kaiserin, die nach Meinung vieler aus der tiefsten Gese des Volkes entstammte, in würdelosester Weise umschmeichelten, um zu der Ehre einer so tief erniedrigenden Audienz zugelassen zu werden.

Von den Kaiserinnen in Byzanz wird das Kleid unserer Dienstmädchen nun nicht beneidet werden können. Betrachten wir deshalb das Gewand der dritten Gruppe von römischen Kaiserinnen, das der deutschen Königinnen, die im Mittelalter und bis in das 19. Jahrhundert hinein römische Kaiserinnen beitelte wurden. Als 1298 die Gemahlin des Königs Albrecht I., Elisabeth, ihre Krönungsgewänder vorbereiten ließ, wurden zahlreiche Kunststicker und Kunststickerinnen gesucht und, wie der zeitgenössische Geschichtsschreiber Ottokar von Steiermark berichtet, Alle wurden bei der Arbeit reich. Die Pracht der Kleider entsprach dem Reichthum der angelegten Schmuckstücken. Gürtel werden beschrieben: aus Seide gewirkt, mit aus Edelsteinen eingelegten Inschriften, mit goldenen und silbernen Spangen besetzt. An der Taille des Kleides wurde er durch kleine Ringe festgehalten. Es soll Gürtel gegeben haben, die bis 40 000 Mark gekostet haben. War doch die Arbeit oft noch kostbarer als das edle Material.

Zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen gingen fürstliche Personen bei großen Festausgängen unter einem Traghimmel von kostbarem Seidenstoff. Die Schutze wurden aus feinem Corduanleder gefertigt, im Winter mit Pelz gefüttert. Handschuhe waren mit Gold gestickt, mit Pelz verbrämt. Oft wurden die Kleider gewechselt, auf Reisen große Vorräthe mitgenommen. Die Festkleider waren ungemein kostbar, aus Seidenstoff, der aus dem Orient gebracht werden mußte, der die Unterlage für Schmuck aller Art: für mannigfach gestaltete Blättchen edlen Metalles, für Goldstickereien, Edelsteine und Perlen, für kostbare Netze, die über die Kleider geworfen wurden, bot. Die Säume der Kleider wurden mit goldenen Schellen und Glöckchen besetzt, die Paradezäume mit Schellen besetzt. Aus dem Jahre 1376 wird berichtet, daß bei einem Turniere in Göttingen die Frauen „sehr heftig schön gezieret waren mit herrlichen Purpurfedern und mit klingenden, silbernen und goldenen Gürteln und Borten, mit langen Kleidern und Röcken, die gingen alle schur, schur, schur und kling, kling.“

(Schlus folgt.)

Das geistige und seelische Niveau der Papageien.

Von Gurf Grotkewitz.

(Schluß.)

Papageien in Gefangenschaft geben sich oft ihrem neuen Besitzer gegenüber Monate lang sehr störrisch, dann, wenn das Eis einmal gebrochen ist, singen sie Lieber oder sagen sie Worte, die sie vor langer Zeit gelernt haben. Es scheint aber, daß auch bei ihnen die ersten Eindrücke am lebhaftesten wiederklängen. Die ersten Lehrmeister der Vögel sind gewöhnlich Indianer oder Neger und Matrosen. Von diesen hören sie natürlich auch manches recht herbe Wort und manchen gepfefferten Fluch. Solch' ein Wort behalten sie oft besser als alles später Gehörte, und obwohl die intelligentesten Papageien, Jato, Amazone, manche Katabus und Araras sich dem Tone anpassen, der im Hause ihres definitiven Besitzers herrscht, so können sie es sich doch nicht verlagern, mitunter in das sanfte Salongespräch ein Wort zu mischen, das, ohne unsittlich zu sein, doch das Schamgefühl gröblich verletzt. Humboldt erzählt von einem alten Papagei in Amerika, der Wörter in einer unverständlichen Sprache gesprochen

habe. Die Eingeborenen erklärten, daß das Thier in einer Sprache rede, die jetzt Niemand mehr verstehe. Er habe seinen Unterricht von den letzten Angehörigen eines Stammes erhalten, der jetzt seit vielen Jahren ausgestorben sei. Möglich, daß dieser alte Stamm der Aruxer schon seit einem halben Jahrhundert oder noch länger ausgestorben war, aber der Papagei hatte die Laute im Gedächtnis behalten, die er einst in seiner Jugend gehört und die Niemand mehr auf der Erde sprach, als er allein.

Im Besitze einer ausgezeichneten Unterscheidungs-gabe und eines vortreflichen Gedächtnisses ist der Papagei der geborene Schauspieler. Es fällt ihm außerordentlich leicht, Geberden und Worte anderer Thiere nachzuahmen. Lindner berichtet nach Brehm's Angabe von einem seiner Amazonenpapageien, der ein hübsches deutsches Mädchen singt, außerdem noch Vieles spricht, und zwar stets genau in derselben Betonung, die er von der Person hört, die gerade sein Lehrmeister ist. Er plaudert jedem anderen Vogel nach, was und wie dieser spricht. Einige Tage, nachdem mein Helmtatadu gestorben war, sprach er, vollständig mit dessen Betonung, aber mit auffallend sanfter Stimme: „Kafadu, Kafadu, lieber Kafadu“, äßte gleichzeitig aber auch dessen Bewegungen nach, als wolle er keinen Zweifel aufkommen lassen, wen er meine. Jetzt steht er neben einem Molukken-tatadu und ahmt dessen Worte und Geberden auf's Getreueste nach.

Es giebt auch unter den Menschen Schauspieler, die keine Ahnung von Dem haben, was sie mit einem gewaltigen Aufwand von Pathos rezitieren. Das sind natürlich schlechte Schauspieler, aber es giebt davon eine Menge. So hat man gewiß ein Recht, zu prüfen, ob denn ein Papagei etwas von Dem versteht, was er sagt. Er mag ein noch so genaues Unterscheidungsvermögen für Laute und Wörter besitzen und vermöge eines vorzüglichen Gedächtnisses bei denselben Gelegenheiten wieder dieselben Phrasen gebrauchen, darum braucht er aber noch kein Verständnis für den Sinn der Phrasen zu haben. In den meisten Fällen hat er das sicher nicht. Aber der Mensch darf sich darum noch nicht über ihn erheben dünken. Auch er braucht für dieselben Anlässe dieselben Redensarten, ohne sich Rechenschaft über die Bedeutung derselben zu geben. Wie Viele überlegen sich denn, was „Adieu“ bedeutet! Wenn man von Jemandem weggeht, sagt man: „Adieu!“ Lausend Mal haben wir es von Kindern an gehört und nachgeahmt. Bei derselben Gelegenheit, nämlich dem Weggehen, fällt uns sofort das Wort „Adieu“ ein, und wir sagen es fast mechanisch. Die Kinder, die sprechen lernen, sagen Alles nach, was sie von Erwachsenen hören, sie merken sich auch, bei welchem Anlaß eine Redensart gebraucht wird, und sie werden sie dann bei demselben Anlaß von Neuem an. Dabei haben sie durchaus nicht das Verständnis für die Bedeutung ihrer Worte. Aber allmählig geht ihnen bei den naheliegendsten Sachen der Sinn auf. Sie rufen ihre Mutter, ihre Pflegerinnen mit Namen und wissen dann, daß diese zu ihnen kommen. Von da ist nur ein kleiner Schritt zu der Ideen-entwicklung, die Mutter zu rufen, in der Absicht, daß sie komme. Ebenso lernt das Kind mit dem Namen „Milk“ sehr bald den Begriff „ich will Milk haben“ oder „gebt mir Milk“ verbunden. Nun, der Papagei ist in seiner geistigen Begabung sehr ein Kind. Es ist gar kein Zweifel, daß er gewisse Wörter in ihrem vollen Sinne versteht. Er versteht Bescheid. Er ruft seinen Pfleger mit Namen in einem Tone, der deutlich verräth, daß er mit dem Namen den Sinn verbindet: „Komm“ doch, mein Vater, spiel mit mir! Das thun schon gewöhnliche Papageien. Die bescheideneren sagen volle Sätze mit richtigem Verständnis, sie rufen irgend Jemand zu: „Komm her!“ oder einem Anderen, den sie nicht sehen mögen: „Geht weg, Du Schenjal!“ und Ähnliches. Viele verlangen ihr Futter: „Papagei will trinken oder: Papagei will eine Mandel, eine Nuss, oder sonst etwas dergleichen, und sie wissen ganz genau, welches Futterkind diesen Namen hat. Wird ihnen nicht der verlangte Nuss, etwas

Anderes gebracht, so sind sie keineswegs damit zufrieden, sondern werfen es eventuell dem Geber vor die Füße. Wenn sie Abends schlafen gehen wollen, so kündigen sie auch dies an: Papagei will schlafen gehen, und dann empfehlen sie sich mit einem richtigen Gutenachtgruß.

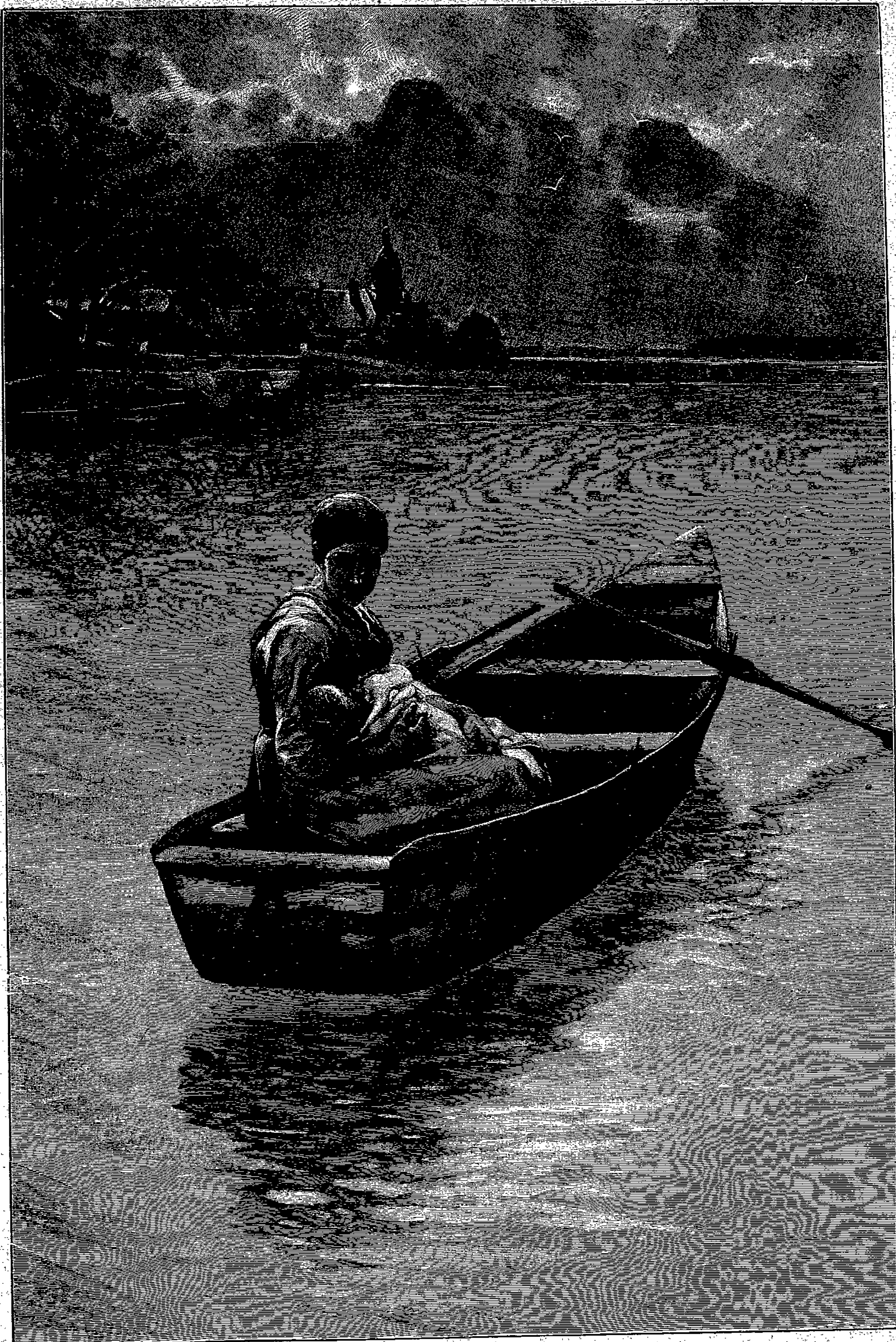
Es ist natürlich, daß die Papageien das beste Verständnis für die Dinge haben, die ihnen nahe liegen. Von einem Wesen, das meist in enger Käfig gehalten wird, dem das Futter vorgelegt wird und das höchstens von seinem Pfleger geliebt wird und ihn liebt, läßt sich eigentlich nicht erwarten, daß es den Sinn vieler Worte verstehe. Es steht ja gewissermaßen außerhalb allen Verkehrs, es gleicht in mancher Hinsicht einem Gefangenen, dessen geistige Fähigkeiten aus Mangel an Übung verkümmern. Nun kommt dazu, daß ein Vogel doch ein ganz anderes Leben führt, als der Mensch, sein Lehrmeister. Dieser nöthigt ihn, sich in menschlichen Dingen zurecht zu finden, menschliche Interessen zu verstehen. Man kann annehmen, daß die Papageien, schon wenn sie den Körper der Affen hätten, viel leichter eine regelrechte, verständnißvolle Unterhaltung mit ihren Pflegern würden führen können. Aber es ist ein glänzendes Zeugniß für die hohe Bildungsfähigkeit dieser Vögel, daß sie trotzdem ein volles Verständnis für Dinge zeigen, die ihnen fern liegen. Sie verfolgen mit Aufmerksamkeit, was rings um sie vorgeht, rufen herein, wenn es klopft, sagen Prosit, Gesundheit, wenn Jemand niest, fragen öfter, wenn sie Jemandem beschäftigt sehen: Was machst Du? oder erkundigen sich nach Abwesenden: Wo ist denn der Herr Schulze? Und wenn der Betreffende kommt, so empfangen sie ihn etwa mit der Art: Ah, da ist ja der Herr Schulze! Kurzum, es ist gar kein Zweifel, daß sie nicht nur Gesprochenes nachplappern, sondern viele Worte und Sätze mit vollem Bewußtsein und genau in dem Sinne sagen, den wir mit jenen verbinden. Bezaunt, der zuerst ein unfaßliches Wort über Papageien schrieb, berichtet über einen Tajo, der im Besitze eines Aufrechter Kaufmannes war. „Dieser Vogel“, so erzählt der Forscher, „sprach fast so gut, wie Cicero; denn ich würde einen ganzen Band mit den schönen Redensarten anfüllen können, welche er hören ließ und welche er mir, ohne eine Silbe zu verstehen, wiederholte. Dem Befehle gehorham, brachte er die Nachtmüge und die Pantoffeln seines Herrn und rief die Wags herbei, wenn man sie im Zimmer brachte. Sein bevorzugter Aufenthalt war im Kaufladen, und hier erwies er sich nützlich, denn er schrie, wenn in Abwesenheit seines Herrn ein Fremder eintrat, so lange, bis Jemand herbeikam.“

Der intelligenteste aller Papageien aber, die je gelebt haben, war ein Tajo, der in der ersten Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts mehrere Jahrzehnte hindurch in Wien und Salzburg lebte. Dieses Thier war auch sehr musikalisch. Er pfeif die ganze Louciter aufwärts und abwärts, stimmte Akkorde an und sang auch mehrere Lieder. Er sang dieselben aber keineswegs immer in derselben Tonlage, sondern bald etwas höher, bald etwas tiefer, doch ließ er dabei durchaus keine falschen Töne hören. Der Papagei hatte Jahre lang regelrechten Unterricht genossen, und sein Besitzer beschäftigte sich überhaupt sehr viel mit ihm. Der Schüler zeigte sich jedenfalls der Erziehung würdig, die man ihm zu Theil werden ließ. Er gab richtige Antworten auf die Fragen, die man an ihn stellte und führte die Befehle aus, die man ihm gab. „Jedes Mitglied der Familie“, sagt Lenz, der den Papagei beschreibt, „ruft er bei seinem Namen, und das eine steht bei ihm mehr in Gnade als das andere. Will er mich bei sich haben, so ruft er: Papa, komm her! Was er spricht, singt und pfeift, trägt er ganz so vor wie ein Mensch. Zuweilen zeigt er sich in Augenblicken der Begierde als Improvisator, und seine Rede klingt dann genau wie die eines Redners, den man von Weitem hört; laue ihn zu verstehen.“ Wenn er etwas zerbiss oder sonstwie rührte, rief er: Nicht büssen, gib Auf! Was hast du? Was hast Du gethan? Wart, Du Spitzbub! Du? Du Kerl Du! Wart, ich hau' Dich! Wenn er bemerkte, daß der Tisch gedeckt wurde oder wenn er

es auch nur von einem entfernten gelegenen Zimmer aus hörte, so rief er: Gehen wir zum Essen! Mein! Komm zum Essen! Der Besitzer des Thieres hatte auch eine Wachtel den Winter über gepflegt, und als diese im Frühjahr zum ersten Male ihren Schlag hören ließ, wandte sich der Tajo zu ihr und rief: Bravo! Paperl! Bravo! Als sein Herr im Jahre 1853 starb, sang auch der Papagei, wohl aus Sehnsucht nach seinem geliebten Pfleger, an zu kränkeln. Er sagte dann öfter in traurigem Tone: Der Paperl ist krank, armer Paperl ist krank! Bald darauf starb das kluge Thier.

Wenn auch nur wenige Papageien mit so großem Verständnis sprechen, so zeigt doch gerade dieser Tajo auf's aller Deutlichste, daß bei diesen Vögeln die geistigen Fähigkeiten sich auf eine menschenähnliche Höhe schwingen können. Es handelt sich bei ihnen nicht nur um ein angelerntes Nachsagen vorgesprochener Worte, sondern um ein wirkliches Erfassen des Gehörten, ein Begreifen des Gesehenen, ja sie besitzen ohne Zweifel die Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen. Wenn sich diese Fähigkeit nur auf wenige Fälle erstreckt, so darf uns bei dem Leben, das ein Papagei unter der Pflege des Menschen zu führen genöthigt ist, dies nicht auffallen. Auch ein zehnjähriges Kind wird nur in wenigen Fällen ein wirkliches Urtheil fällen können. Es fehlt ihm dazu eben die Erfahrung, wie sie dem Papagei fehlt, von dem wir noch dazu verlangen, daß er menschliche Angelegenheiten beurtheilen soll. Es ist nicht wahr, daß nur der Mensch ein vernunftbegabtes Wesen ist. Der Papagei, der aus der Erfahrung Lehren zieht, der seine Umgebung so gut zu beurtheilen und sich demnach ihr anzupassen versteht, besitzt sicher Vernunft, wenn auch nicht entfernt in dem hohen Grade, wie ein erwachsener Mensch. Der Unterschied ist jedenfalls nicht in der Art der geistigen Fähigkeiten, sondern nur in ihrer Größe. So weit bringt es ja der Papagei nie, daß er den Sinn abstrakter Wörter begriffe oder daß er abstrakte Ideen nachdenken, geschweige denn sich ausdenken kann. Aber auch die wilden Völkerschaften, die nicht über drei zählen können, besitzen in ihrer Sprache kein einziges abstraktes Wort. Und die Fähigkeit, mit abstrakten Begriffen zu operieren und aus ihnen allgemeine Schlüsse zu ziehen, geht auch vielen Kulturmenschen gänzlich ab. Nur Wenige, Gelehrte, Künstler, Erfinder, erreichen die höchste Stufe des menschlichen Geistes, das frei von der Wirklichkeit losgelöste, zu neuen Ideen führende Denken. Wir sehen also, daß es auch innerhalb des Menschengeschlechtes sehr große Unterschiede geistiger Entwicklung giebt; aber überall liegt die Differenz nur in der Quantität, nie in der Qualität. Von einer Stufe führen nutzliche Brücken und Uebergänge zur anderen, und so müssen wir auch den begabtesten Papageien, die auf dem geistigen Stadium eines kleinen Kindes stehen, den Anfang einer Vernunft einräumen.

Gleich dem Menschen ist der Papagei bildungs-fähig. Zwar auch in der Wildniß verfügen diese Vögel über verschiedene Laute, deren jeder für sich eine besondere Bedeutung hat. In der Regel aber lärmen sie gleich Kindern durcheinander, jeder nach den anderen zu überschreien, und so kommen dann jene ohrenzerreißenden Konzerte zu Stande, von denen die Besucher brasilianischer oder australischer Wälder so oft erzählen. Die Papageien leben ja nicht nur wie die Affen in kleinen Heerden, sondern meist in sehr großen Scharen zusammen. Gesellige Thiere sind, da sie mit ihres Gleichen ein Verständnis zu erzielen suchen, in der Regel intelligenter als einsiedlerische. Das Leben in den warmen Gegenden, in Wäldern, die an Nahrung überreich sind, im gewandter Flug, der sie allen Feinden leicht entzückt, stellt indeß an den Geist der Papageien keine sehr hohen Ansprüche. Wohl deshalb werden die Papageien nie zu einer Kultur kommen ähnlich der primitivsten Jägerkultur des Menschen. Allein was eine Erziehung, ein ständiger Unterricht bei diesen Thieren vermag, das kann uns alle Achtung vor der Bildungsfähigkeit der Papageien einflößen. Unmöglich wäre es nicht, daß diese Vögel es durch systematische Erziehung noch zu einer weit größeren Intelligenz bringen könnten. Denn die bisherigen Versuche



Mutterglück. Nach einem Gemälde von Karl Raupp.

waren ja nur sehr einseitig. Es müßte ein ganzer Stamm einer Papageienart in die Lehre genommen werden. Sicher würden sich die erworbenen Fähigkeiten auf die Nachkommen vererben. Und diese würden, wenn sie ebenfalls regelrechten Unterricht bekämen, ihre Vorfahren wahrscheinlich um Vieles übertreffen und es zu wirklich stauenswerthen Leistungen bringen. Ein solcher Versuch ließe sich aber nur in Vaterlande der betreffenden Papageien selbst anstellen. Hier wäre die Garantie geboten, daß die Thiere sich körperlich wohl befinden, und daß sie eine gesunde Nachkommenschaft liefern. Auch müßten sie weit mehr Freiheit besitzen und ein naturgemäheres Leben führen können, als in den Käfigen oder Vogelhäusern Europas. Die Papageien gewöhnen sich ja derart an ihren Pfleger, daß sie keinen Fluchtversuch machen. Die Indianer Amerikas besitzen sehr häufig zahme Papageien, die sich frei in der Umgebung ihrer Hütten oder auf dem Hofe umhertreiben.

Daß die Gehirnthätigkeit vieler Thiere eine ähnliche ist, wie die des Menschen, das geht auch daraus hervor, daß sie Träume haben. Beim Hunde können wir dies sehr häufig beobachten. Da liegt das Thier unbeweglich hingestreckt unter dem Bische oder am Ofen, anscheinend im tiefsten Schlafe. Plötzlich, ohne daß etwas vorgefallen ist, fängt das Vieh an zu turren, springt auf, bellt und zeigt die Zähne, als ob es gelte, einen Eindringler zu fassen. Offenbar hat dem Hunde irgend eine recht blutige Mordgeschichte geträumt. Zum Träumen gehört Phantasie. Der Geist muß also auch bei diesen Thieren geschauter Bilder gelegentlich reproduziren und sie zu einem zusammenhängenden Ereignisse verbinden.

Vielleicht noch deutlicher als auf intellektuellem Gebiete zeigt sich die menschenähnliche Seelenbeschaffenheit der Papageien in ihren Charaktereigenschaften. Diese Vögel gleichen in ihren Neigungen, in ihrer Moral in vieler Beziehung den Kindern. Eine bei diesen wie bei den höheren Thieren sehr verbreitete Untugend, der Neid, ist auch den Papageien eigenständig. Sie gerathen in Wuth, wenn einer ihrer Genossen einen besseren Vorkräft erhalten, als sie selbst. Sie werden ungeduldig, wenn ihr Pfleger sich einem anderen Thiere mehr widmet, als ihnen, und der Neid steigert sich zu einer wahren Eifersucht, die sowohl gegen den Nebenbuhler, wie gegen den Gegenstand der Neigung wüthet. Uebrigens betragen sich die verschiedensten Arten von Papageien nicht gleich. So gelten die Kakadus, die in Australien leben und die an ihrer Federhülle auf dem Kopfe leicht kenntlich sind, im Allgemeinen als sanfte Thiere, die nicht so leicht in Aufregung gerathen. Ein solcher Vogel, den Linden besaß, benahm sich wie ein gutgeartetes Kind. Und nur, wenn man sich mit seinem Genossen gar zu lange abgab, regte sich etwas Eifersucht in ihm. Er stieß sich dann mit einem Fuße über Hals und Kopf, und das sollte bedeuten, daß man ihn auch seine Aufmerksamkeit widmen sollte. Selbstverständlich kennen die Papageien auch die erwachte Eifersucht, die sich ja bei vielen Thieren in heftigen Kämpfen äußert. Auch bei den Vögeln kommt es häufig vor, daß ein Thier aus Eifersucht über das andere herfällt und es tödtet.

Sehr sympathisch berührt uns die große Neigung, welche die beiderseitigen Geschlechter, die sich zu einem Paar zusammengesunden haben, zueinander zeigen. Da ist der Lieblosigkeit kein Ende. Unaußsprechlich sitzen die Paare beisammen, streicheln sich, küssen sich, schmeigeln sich aneinander. „Unzertrennlich“ hat man eine Papageienart genannt, aber dieser Name würde für eine große Anzahl von Papageien in den verschiedensten Gruppen passen. So züchten sich auch die Wellensittiche, die wegen ihrer Geselligkeit und ihres liebenswürdigen Wesens sehr häufig bei uns als Stubenvögel gehalten werden, auch eine treue Anhänglichkeit von Männchen und Weibchen, durch eine sich nie erlöschende Zärtlichkeit zeichnen aus. Doch wir versetzen es leicht, daß Thiere in Folge des Geschlechtstriebes zueinander geküßt werden, selbst wenn dieser die höhere Form der Zärtlichkeit und

Lieblosigkeit annimmt. Auch daß diese begabten Vögel ihre Jungen mit viel Sorgfalt pflegen, fällt nicht gerade auf, da wir einen ausgeprägten mütterlichen Instinkt bei sehr vielen Thieren finden. Wesentlicher ist, daß die Papageien die Gefühle der Freundschaft, der Gemeinnützigkeit, der Fürsorge für Andere kennen. Ohne Zweifel ist der Trieb nach Geselligkeit die Grundlage und die Vorstufe für alle sozialen Tugenden. Als gesellige Thiere empfinden die Papageien Sympathie für ihregleichen, die sich oft in treuer Fürsorge und Hilfeleistung äußert. Nach den Schilderungen Wilson's ist der Karolinenpapagei ein sehr geselliger Vogel, der in guten und bösen Stunden treu zur Gesammtheit hält. Wenn man unter einen Flug von ihnen schließt, sagt er, und einen verwundet, so kehrt die Gesellschaft augenblicklich zu diesem zurück, umschwärmt ihn unter lautem, ängstlichem Geschrei, in der Absicht, ihm Hilfe zu leisten, und läßt sich auch wohl auf dem nächsten Baume davon nieder. Auch die nachfolgenden Schiffe verändern dann ihr Betragen nicht, sie scheinen vielmehr die Aufopferung der Anderen zu erhöhen, welche immer näher und rücksichtsloser die Gefallenen klagend umliegen. Ihre Geselligkeit und gegenseitige Freundschaft zeigt sich auch oft wie bei den Unzertrennlichen. Der Eine pugt und krant den Anderen, und dieser erwidert dieselben Liebstößen.

Zu noch höherem Glanze erscheint uns das Gemüth der Papageien in den Fällen, wo ein Vogel sich eines fremden annimmt und ihm treue Freundschaft entgegenbringt oder Hilfe leistet. Es sind eine Menge rührender Beispiele dieser Art bekannt geworden. Bei Brehm lesen wir, wie ein Alfarsb-Vori sich eines ihm fremden kleinen Vogels derselben Art annahm, der so jung aus dem Neste genommen worden war, daß er seine Nahrung noch nicht selbst aufheben konnte. Der Aeltere übernahm es, ihn zu füttern, sorgte eifrig für seine Bedürfnisse und bewachte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit; die gegenseitige Freundschaft der Vögel schien mit der Zeit zu zunehmen, sie brachten den größten Theil des Tages mit Liebstößen zu, schwebelten sich, und der Aeltere breitete seine Flügel auf's Zierlichste über den kleinen Schlingling aus. Ihre Freundschaftsbezeugungen wurden aber zuletzt so laut, daß man sie trennte, um den Reisenden (man befand sich auf einem Schiffe) keinen Anlaß zur Klage zu geben. Der Jüngere wurde in eine andere Kajüte gebracht. Nach zwei Monaten gelang es dem Alfarsb-Vori zu entkommen, und zwar flog er direkt in die Kajüte seines jungen Genossen, dessen Stimme ihm den Weg dahin gezeigt hatte. In der Kajüte kramerte er sich an den Käfig des jungen Vogels an. Nimmehr wurden die beiden Freunde nicht wieder getrennt; aber vierzehn Tage später starb der Jüngere an den Folgen einer Verletzung, die der Fall des Käfigs ihm verursacht hatte. Sein Freund war seitdem stumm und folgte ihm bald nach.

Dieselbe freundschaftliche Neigung, die Papageien anderen, ihnen fremden Thieren ihrer, aber auch einer anderen Art entgegenbringen, empfinden sie auch für den Menschen, der sich mit ihnen abgibt. Sie zeigen sich auf alle Weise ihm dankbar zu zeigen, ihn zu Liebstößen oder durch ihr Spiel zu erfreuen. Sie sind ebenfalls stumm, wenn ihr menschlicher Freund abwesend ist, und stürzlich oder übelgelaunt, und arbeiten sich sofort, wenn sie diesen kommen hören. Dann beginnt ihr Redestrom unaufhörlich zu fließen, ein neues Leben scheint sie zu durchdringen. Sie hängen oft so innig an ihren Pfleger, daß eine Trennung von ihm ihnen den Tod bringt. Wie zart, wie innig, wie feinsüßlich mag diese kleine Vogelseele sein, die derummer, die Sehnsucht nach dem geliebten Freunde vernichtet!

Es geht kaum eine menschliche Charaktereigenschaft, die nicht auch beim Papagei, zum Mindesten im Keime, vorhanden wäre. Am meisten sind natürlich die erwacht, die nicht auf stiller Durchbildung beruhen, sondern Naturanlage sind und die uns deshalb am häufigsten bei Wilden, geistig beschwärmten Personen und Kindern begegnen. Alle Papageien sind äußerst neugierig, doch hängt freilich diese Neugier mit der anerkanntesten Aufmerk-

samkeit und dem Streben zusammen, Alles kennen zu lernen. Viele Papageien sind eitel, sehr viele äußerst launenhaft und unzuverlässig. Sie haben eine ebenso lebhaft Antipathie gegen die andere Person. In vielen Fällen ist diese Antipathie nicht zu beiseitigen, mag sich Derjenige, dem sie gilt, auch noch so viele Mühe geben, den Vogel zu versöhnen. Manche Papageien sind allerdings sehr sanftmüthig, und sie thun ihrem Pfleger nie etwas zu Leide. Viele dagegen lassen ihren Mergen, ihre üble Laune auch an Jenem aus, und der kräftige Schnabel theilt oft, ohne daß man darauf gefaßt ist, sehr schmerzhaft Bisse aus. Bei dem vorzüglichsten Gedächtniß, das die Vögel besitzen, erinnern sie sich zwar an die guten Liederbissen, die sie irgendwann von Jemandem bekommen haben, aber sie vergessen doch auch nie die Beleidigungen oder die schlechte Behandlung, die sie von irgendwem erlitten haben. Und wenn sie es vermögen, so suchen sie sich zu rächen, sei es, daß sie ihren Feind unversehens beißen oder sich ihm gegenüber stürzlich verhalten und in seiner Gegenwart kein Wort sprechen.

Kindlich muthet es uns an, daß diese Thiere so gegen andere Wesen urtheilen. Wie unartige Kinder finden sie ein Vergnügen daran, einen Anderen zu ärgern oder ihm einen Schabernack zu spielen. Manche sind so gutmüthig, wenigstens aufzuhören, wenn der gereizte Käfig- oder Stubengenosse in Zorn geräth. Manche jedoch belustigen sich damit, Andere durch rasche Bewegungen, durch Sträuben der Federn in Angst zu versetzen, und sie so gänzlich zu erschrecken, und sie sich unterthänig zu machen. Begreiflicher finden wir es, wenn sie ihr Spiel mit ebenbürtigen Gegnern treiben, wie es die Karolinen-sittiche eines Liebhabers thaten, der diese Vögel frei umherfliegen ließ. Ihr außerordentlich schneller Flug ermöglichte es ihnen, den Thurmseglern, diesen gewandten Fliegern, zu folgen und sich mit ihnen herum zu balgen.

Wie die intellektuellen Fähigkeiten der Papageien sich vervollkommen lassen, so sind die Vögel auch in moralischer Beziehung bildungsfähig. Im Verkehr mit gestitteten Menschen gewöhnen sie sich das Gassenjungen-Behalten ab, das ihnen Indianer oder Matrosen nicht zu nehmen vermochten. Sie lassen ab von dem unartikulirten Schreien und dem Toben, das vielen zunächst eigen ist. Die bildungsfähigsten unterlassen auch viele Unarten, wie das Zernagen des Käfigs, das Zerbrechen der Filterungsgefäße, so viel Vergnügen jene ihnen auch bereiten mögen. Es bildet sich ohne Zweifel ein wirkliches Gewissen bei diesen Thieren aus. Wenn sie etwas gethan haben, das sie nicht thun sollten, so zeigen sie durch ihr kleinlautes Gebahren deutlich, daß sie das Bewußtsein ihres Unrechtes haben. So bekommen sie ein Gefühl für Recht und Unrecht, und ein Papagei, von dem Darwin erzählt, hatte unzweifelhaft ein lebhafteres Gerechtigkeitsgefühl als mancher Mensch. Als ein fremder Hund durch ein offenes Fenstereisen in's Zimmer hereinkam, schalt er diesen heftig aus, und ebenso wies er mit kräftigen Worten einen anderen Papagei zurecht, der seinen Käfig verlassen und sich über die Aepfel hergemacht hatte, die auf dem Küchentische lagen.

Die Papageien bilden sowohl ihren geistigen wie seelischen Eigenschaften nach eine der hervorragendsten Thiergruppen. Wohl sind die Arten untereinander nicht gleich, aber selbst die am niedrigsten stehende unter ihnen, der Gulepapagei, der auf Neuseeland ein nächliches Dasein führt und nicht fliegen kann, ist ein geistig regsameres Thier, das sich zähmen läßt und mit seinem Pfleger sich in gutes Einvernehmen zu setzen weiß. Wir haben hier eine Thiergruppe vor uns, die mit den Affen in jeder Beziehung rivalisiren kann, und der Körperbau, der die letzteren uns näher bringt, darf uns doch nicht verleiten, den Vögeln weniger Fähigkeiten zuzutrauen, als den Vierfüßlern. Gerade an den Papageien aber, die in ihrer Sprachbegabung ein gutes Mittel zur Verständigung und Mittheilung besitzen, können wir sehen, wie sehr doch menschlicher Intellekt, menschlicher Charakter und menschliche Moral im Keime schon überall in der Thierwelt enthalten ist.

Eine Thatsache.

Novelle von Rudyard Kipling. Autorisierte Uebersetzung von Leopold Lindau.

(Schluß)
Nehmen Sie sich doch in Acht," sagte ich. "Sie werden sich den Daumen abbeißen." Keller lachte sehr gezwungen und hob seine Zigarre auf.

Zuhland, der sich über die Seite des Schiffes hinauslehnte, schien die Ruhe nicht verloren zu haben. Er gestand uns später, daß ihm sehr übel war.

"Wir haben sie gesehen," sagte er, indem er sich umdrehte, "wir haben sie gesehen; das war sie; wir haben sie gesehen."

"Wen?" fragte Keller, der an seiner unangebrannten Zigarre taute.

Während er sprach, wurde der Nebel über uns in Fetzen zerrissen, und wir sahen die See an den Seiten des Schiffes dahinfließen, grau vom Schlamm, ohne eine Spur von Leben. Nur an einer Stelle sprudelte und wallte das Wasser und wurde wie der Salbentopf, von dem die Bibel spricht. Und aus dem getriebenen Wasser kam Etwas auf uns zu — ein grau und rothes Etwas mit langem Nacken — ein ungeheures Etwas, das heulte und sich vor Schmerzen wand.

Frühling zog den Athem ein und hielt ihn an, bis die rothen Buchstaben des Schiffsnamens, die auf der Brust seiner Jacke eingewirkt waren, so unregelmäßig ausfielen wie ein schlechter Druckfaß. Dann sagte er mit halberstickter Stimme: "Ach Gott, es ist blind, das arme Ding ist blind." Ein Gefühl des Mitleides kam über uns, denn wir konnten sehen, daß das Wesen im Wasser blind war und Schmerzen litt. Etwas hatte den ungeheuren Leib in grausamer Weise zerrissen und zerstückelt, und das Blut sprühte aus den furchtbaren Wunden hervor. Der graugrünliche Schlamm der tiefsten See lag in den ungeheuerlichen Falten eines Nackens, aus denen das Wasser wie aus einer Schlanke hinunterströmte. Er schlug mit dem blinden, weißen Kopf nach den Wunden, der ganze Körper in seiner Qual hob sich hoch über die grauen und rothen Wogen, bis ein paar gigantische, zitternde Schultern, mit Seetang und Muscheln bedeckt, aber sonst so weiß und kahl wie der blinde, zahnlose Kopf, sichtbar wurden. — Jetzt sahen wir am fernen Horizont einen Punkt und hörten einen durchdringenden Schrei, und es war, als wenn ein Weberschiff mit einem Stoß über die See geschleudert würde. Ein zweiter Kopf und Hals wurden sichtbar, die die Oberfläche durchschossen und einen rauschenden Wall von Wasser zur Linken und zur Rechten vor sich hin trieben. Jetzt begegneten sich die beiden Ungeheuer — das eine in voller Kraft, das andere im letzten Todeskampfe, das männliche und das weibliche. Das Weib kam dem Manne zu Hilfe. Sie schwamm um ihn herum und brüllte und jammerte und legte ihren Hals über seinen großen gepanzerten Rücken. Er verschwand einen Augenblick unter dem Wasser, aber warf sich wieder herauf und stöhnte und schrie vor Schmerzen, während sein Blut dahin rann. Einmal kam der ganze Kopf mit dem ganzen Nacken hoch über das Wasser und streckte sich, und ich hörte Keller sagen, als ob er einen Straßenunfall beobachtete: "Macht ihm Platz, um Gottes Willen, macht ihm Platz!" Dann begann der letzte Todeskampf. Die große, weiße Masse wandte sich und wälzte sich und warf sich hin und her, so daß unser kleiner Dampfer wieder auf und nieder schwankte und die grauen Wellen seine Seiten ganz mit grauem Schlamm bedeckten. — Die Sonne schien hell, es war kein Wind, und wir Alle, die ganze Mannschaft und die Heizer, standen auf Deck, voll Stammen und Mitleid, hauptsächlich voll Mitleid. Das große, mächtige Geschöpf war so hilflos und mit Ausnahme seines einzigen Genossen so vollständig verlassen. Kein menschliches Auge hätte es jemals sehen sollen, es war etwas Abscheuliches, etwas ganz und gar Unerhörtes, ein solches Ungeheuer auf der von Menschen befahrenen Handelsstraße, innerhalb der im Atlas vermerkten Breitengrade, zu sehen. Vermummelt und sterbend war es von seiner Ruhestätte auf dem untersten

Meeresgrunde emporgeworfen. Wir sahen, wie der große Strom seines Lebens dahinfließ, gleich einer Hochfluth über Geflüst gegen einen Sturmwind vom Lande. Seine Gefährtin schwamm in kleinen Kreisen um den Koloss herum, mit ununterbrochenem Gebrüll, und der Mordstussgeruch wurde so stark und durchdringend, daß wir Alle husten mußten.

Jetzt war der Todeskampf beendet, in einer Brüche von blutgefärbtem Wasser. Wir sahen, wie der riesige, zitternde Hals auf die Wogen fiel, so vollständig leblos, wie ein Dreschflegel auf die Tenne fällt. Die todtte Masse drehte sich seitwärts und ließ uns den schimmernden weißen Leib und den Anblick einer riesigen Flosse erblicken. Dann versank Alles. Das große Meer hatte seinen Urbewohner wieder aufgenommen, und die Wellen schlugen zischend und schäumend über ihn zusammen, während die Gefährtin noch immer rund herum schwamm und ihren Kopf unruhig nach allen Richtungen hin wandte. — Obgleich wir flüchten konnten, daß die Riesenschlange unseren kleinen Dampfer angreifen werde, blieben wir an unserem Plage, als wären wir dort festgebunden. Mit verhaltenem Athem folgten wir jeder Bewegung des verlassenem Thieres. Endlich stellte es sein Suchen ein. Wir hörten, wie die Wellen gegen seine Seiten schlugen, dann häuete es den Hals hoch empor, blind und einsam in der Wasserwüste. Noch ein verzweifeltes Brüllen stieß es aus, das wie eine auf einen Leich geworfene Austeruschale über die Wogen dahinfuhr, dann wandte es sich westwärts. Die Sonne warf ihre Strahlen auf das schreckliche weiße Haupt und auf den Streifen schäumenden, wirbelnden Wassers, das es hinter sich zurückließ. Wir folgten ihm mit den Blicken, bis nichts mehr von ihm sichtbar war als ein kleiner, silberner Punkt am Horizont. Die "Kathmires" war wieder in ihrem Kurs und dampfte nordwärts, mit dem Schlamm des tiefsten Ozeans bedeckt, und sah aus wie ein Schiff, das vor Schrecken ergrünt ist.

"Wir müssen unsere Notizen vergleichen," war die erste verständliche Bemerkung, die Keller machte. "Wir sind alle drei erfahrene Journalisten und haben wirklich die großartigste Sensation dieses Jahrhunderts für unsere Zeitungen."

Ich war damit nicht einverstanden. Man gewinnt beim Zeitungsschreiben nichts durch gemeinsame Arbeit, wenn Alle es mit derselben Thatsache zu thun haben. So machten wir uns denn, Jeder nach seiner Weise, an die Aufgabe. Keller setzte drei hochtrabende Titel vor seine Erzählung, sprach von unserem "wackeren Kapitän" und schloß mit einer Anspielung auf amerikanische Unternehmungskunst, insofern, als es ein Bürger von Dayton in Ohio war, der die Seeschlange gesehen hatte. Ein solches Gerede wäre nach meiner Ansicht geeignet gewesen, das Glaubwürdigste verdächtig zu machen, um so mehr ein kaum glaubliches Seeabenteuer. Immerhin war Keller's Bericht als eine charakteristische Leistung für die naive Darstellungskunst eines halbzwilfährigen Volkes recht interessant. — Zuhland füllte ganze anderthalb Spalten, erging sich dabei in's Lange und Breite und fügte schließlich die vollständige Liste der Leute bei, denen er den Eid abgenommen hatte, daß sie seine Aussagen bestätigen würden. Bei Zuhland gab es weder Phantastisches noch Brillantes. — Ich begnügte mich mit dreiviertel Spalten gewöhnlichen Vorgissels und ließ mich dabei auf gar keine Journalisten-Kunststücke ein, aus Gründen, die mir klar geworden waren.

Keller war geradezu unerträglich vor Freude. Er beabsichtigte, von Southampton an die "New-York World" zu telegraphiren und an demselben Tage einen ausführlichen Bericht mit der Post zu senden; außerdem wollte er London und die Welt im Allgemeinen mit drei Spalten kraftvoller Wendungen in Erstaunen setzen, "paralysiren", wie er sich ausdrückte. "Ich werde Euch mal zeigen, was ein

amerikanischer Journalist aus solcher Geschichte machen kann," sagte er.

"Ist dies Ihr erster Besuch in England?" fragte ich.

"Ja," sagte er. "Sie scheinen das Gewaltige dieser Begebenheit garnicht zu erkennen. Es ist immens, pyramidal, kolossal! Denken Sie doch nur: der Tod der Seeschlange! Es ist monumental, gigantisch, es ist das Großartigste, was einer Zeitung jemals zugegangen ist."

"Es ist eigentlich komisch, wenn man daran denkt, daß es niemals in einer Zeitung erscheinen wird," sagte ich.

Zuhland, der neben mir stand, nickte zustimmend.

"Was meinen Sie?" rief Keller. "Wenn Sie so verengländer sind, eine solche Gelegenheit vorübergehen zu lassen — setzen Sie versichert, daß ich anders handeln werde. — Ich glaube, Sie wären Journalist."

"Das bin ich auch, und darum weiß ich, was ich zu thun habe. Lieber Keller, ich bin siebenhundert Jahre älter als Sie, und was Ihre Enkelkinder vielleicht in fünfhundert Jahren lernen mögen, das haben meine Großeltern schon vor fünfhundert Jahren gewußt, und ich habe es von ihnen gelernt. — Was Sie da beabsichtigen, ist unmöglich."

Diese Unterhaltung fand auf offener See statt, einige hundert Meilen von Southampton.

Am nächsten Morgen in aller Frühe dampften wir bei den "Nadeln" vorbei, und die aufgehende Sonne sandte ihre milden Strahlen auf die freundlichen, von Blumengärten und grünen Wiesen umgebenen Villen der Insel Wight und zeigte uns die beängstigende Ordnung Englands in all' ihrer Vollkommenheit. Ein Stunde Warten im Zollschuppen genügte, um diesen Eindruck tiefer einzuprägen.

"Na, Keller, Sie haben Zeit genug. Die 'Havel' segelt heute und kann Ihren Bericht nach New-York mitnehmen. Ich werde Sie dann nach dem Telegraphenbureau begleiten."

Keller athmete tief auf. Ich konnte bemerken, wie die ganze Atmosphäre der Umgebung sich seiner bemächtigte und ihn ernüchterte, gerade wie man sagt, daß Newmarket Death junge Pferde zähmt, die nicht an eine offene Rennbahn gewöhnt sind.

Wir wollen warten, bis wir nach London kommen," sagte er. "Ich möchte meine Schreiberei gern nochmals durchlesen."

Zuhland hatte seinen Bericht bereits in aller Frühe in Stücke zerrissen und über Bord geworfen. Seine Gründe dafür stimmten mit den meinigen überein.

Auf der Eisenbahnfahrt begann Keller seine Arbeit durchzugehen, und so oft er auf die schmutzen, kleinen Felber, rothen Villen und den Bahndamm blickte, ließ er seinen Blick rücksichtslos durch die Reisen rasen und strich. Das Wörterbuch, in dem er auf dem Schiff nach den künendsten Eigenschaftswörtern gesucht hatte, wurde nicht mehr benutzt; er hatte sie wohl alle verbraucht. — Und derselbe Mann war ein kundiger, kühler Pokerspieler, der nie mehr Karten als notwendig zeigte.

"Wollen Sie denn das ganze schöne Gebrüll streichen?" fragte ich theilnahmsvoll. "In Amerika finden sich doch aufmerksame Leser für Alles, für die Geschichte eines Kopfentropfes, wie für die Beschreibung eines Ablers mit zwei Köpfen."

"Das ist gerade mein Unglück," murmelte Keller.

"Wir haben sie so oft angeführt, daß, wenn man ihnen zufällig einmal goldene Wahrheit auftrifft ... Ich will mein Glück zunächst bei einer Londoner Redaktion versuchen. — Selbstverständlich haben Sie den Vortritt."

"Nehmen Sie meinewegen keine Rücksichten! Es liegt überhaupt nicht in meiner Absicht, in London etwas über die Geschichte zu veröffentlichen. Versetzen Sie über alle Zeitungen! Ich mache Ihnen keine Konkurrenz. Aber wollen Sie nicht zunächst Ihr Telegramm abgehen lassen?"

„Nein, wenn ich die Geschichte hier gut los werden kann, ist es mir ganz recht, zunächst die Engländer in Erstaunen zu setzen.“

„Das wird Ihnen mit Ihren drei Spalten schwerlich gelingen.“

„Sie mögen nicht ganz Unrecht haben. — Nehmen Sie hier denn Alles so kühl?“ Er bog sich zum Fenster hinaus. „Wie alt mag jenes Bauernhaus sein?“ fragte er.

„Nun, höchstens zweihundert Jahre alt.“

„Und die Feder — auch so alt?“

„Die Feder dort muß vor etwa achtzig Jahren beschritten worden sein.“

„Arbeitslohn billig?“

„O ja... Was meinen Sie, wollen Sie Ihren Artikel nicht der „Times“ zeigen?“

„Danke, nein. Ebenso gut könnte ich wohl versuchen, einen Strohhalm zu elektrifizieren... Und wenn ich bedenke, daß die „World“ die drei Spalten bringen und mich um noch mehr bitten würde... und die Geschichte würde großartig illustriert werden!“

„Die „Times“ würde vielleicht... Versuchen Sie es doch.“

„Versuchen?“ rief Keller. „Ich kann ja auch versuchen, mich durch die Platten eines Panzerkreuzers zu arbeiten.“

„Meinen Sie? Nun, dann probieren Sie es einmal mit einem etwas frivoleren Blatt.“

„Es würde mir allerdings Spaß machen, die Geschichte in den fetten Buchstaben der alten „Times“ zu lesen.“

Sobald wir in London angekommen waren, verschwand Keller. Was seine Erfahrungen in den Redaktionen der Londoner Zeitungen gewesen sind, weiß ich nicht genau, es scheint aber, daß er sich auch im Bureau einer Abendzeitung einfand, wo ich bekannt war, und er mich als einen der Zeugen seiner wunderbaren Geschichte genannt hatte. „Ich wurde beinahe hinausgeschmissen,“ erzählte er

während beim Frühstück. „Der alte Herr sagte, er ließe sich bestens für Ihre schlechten Witz be danken. Wenn Sie wirklich etwas für die Zeitung hätten, so wüßten Sie sehr gut, was zu thun. Im Uebrigen hätte er nicht die geringste Lust, Ihre Güter von seinem Bureau aus abfliegen zu lassen. Ihr Ruf, was Wahrheitsliebe anbetrifft, scheint nicht sehr glänzend zu sein!“

„Lassen Sie doch die englischen Zeitungen in Frieden... Wollten Sie denn nicht nach New-York telegraphiren? Ihre Blätter nehmen doch Alles.“

„Das ist es ja eben.“

„In der That. Das war mir schon lange klar. Also Sie wollen nicht telegraphiren?“

„Ja, ich werde telegraphiren.“ Er sagte das in dem Tone eines Mannes, der fest entschlossen scheinen will, es aber durchaus nicht ist.

Ich verbrachte einen Theil des Nachmittags damit, ihn durch London zu führen, durch Straßen, die Kanäle aus gefurchter Lava gleichen, über Brücken aus hartem, festem Gestein, durch unterirdische Gänge, deren Mauern und Boden durch feuchte Schichten von Mörtel gegen die Feuchtigkeit geschützt sind, zwischen alte Häuser, an denen seit ihrer Errichtung nie wieder Hand angelegt worden war, Treppen hinunter, die in den Fluß führen und deren Stufen in den Felsen gehauen scheinen — bis uns ein dunkler Nebel in die Welt von Westminster trieb. Und es war mir, als vernähme ich in der Dämmerung des großen Hauses den Flügelschlag dahingeshiedener Jahrhunderte über unseren Häuptern — über dem Haupte des Journalisten Siegfried H. Keller aus Dayton, Ohio, Vereingte Staaten von Amerika, der sich berufen glaubte, Alt-England mit seiner Seeschlangen-Geschichte in Erstaunen zu setzen.

Und dann stolperte er mit mir wieder keuchend durch den dicken Londoner Nebel, und der Lärm des Verkehrs schlug beäunzend an sein Ohr.

„Nun wollen wir auf das Telegraphenamt gehen und Ihre Depesche absenden,“ sagte ich. „Hören Sie nicht schon, wie die „World“ die sensationell Neugierde ausschreit? — Der Tod der großen, blinden weißen, nach Mochus riechenden Seeschlange. Von einem unterseeischen Vulkan tödlich verwundet, strömte das Unthier sein Lebensblut aus und versinkt mitten im Ozean im Beisein seiner jammernden Gefährtin. Darstellung eines Augenzugegen, des amerikanischen Bürgers, des kühnen Journalisten, des Mannes aus Ohio!“

„Sie schlugen mich auf Ihrem Terrain,“ sagte er, zog sein ellenlanges Telegramm aus der Rocktasche und händigte es mir aus. Er flüchte, daß er schwache Karten hatte. „Ich passe,“ seufzte der alte Bökerpieler. „Wäre ich nur nicht in Ihr bewünschtes Land gekommen und hätte ich mein Telegramm bereits in Southampton aufgegeben!“

„Gleichviel, Keller. Es ist nicht Ihr Fehler. Ihre Helmath ist an Allen schuld. Wären Sie siebenhundert Jahre älter, Sie würden thun, was ich zu thun beabsichtige.“

„Nun, was werden Sie thun?“

„Ich? Ich werde die ganze Geschichte als eine Erfindung, um mich deutlicher auszudrücken, als eine Lüge behandeln.“

„Was? Als eine Erfindung?“ sagte er mit der tiefen Entrüstung des Journalisten gegenüber einem unberechtigten Seitenzweig seines Berufes.

„Sie können es nennen, wie sie wollen, ich werde es als eine Lüge behandeln.“

Und eine Lüge ist es geworden und geblieben, denn die Wahrheit ist eine nackte Dame, und wenn sie durch einen Zufall aus der untersten Meerestiefe herausgeworfen worden ist, so schießt es sich für einen wohlgezogenen Menschen, sie mit einem Unterrock aus Zeitungspapier zu bedecken oder sein Gesicht gegen die Wand zu drehen und zu schwören, daß er nichts gesehen habe. —



Im fernen Westen...

Im fernen Westen ein blasses Roth,
Auf schimmernden Wassern ein Fischerboot.
Von den Gräbern über die Dünen her
Weht Blumenduft, so schwül und schwer.
Ein Vogel mit müdem Flügelschlag
Irrt durch den blühenden Brombeerhag —
Und es fällt der Thau, und der Tag schläft ein...
Wir Beide hier oben ganz allein.
Wir Beide hier oben Hand in Hand
Schaun's stille hinab in's verklärte Land:
In blassen Nebeln die Welt versinkt,
Die letzten Laute die Stille trinkt.
Nun geht über das dunkle Meer
Mit Sternenschein die Nacht daher,
Und wo sie landet, wird Fried' und Ruh, —
Und cusan hier oben ich und Du...
Clara Müller.

Mutterglück. Sie hat die Kinder fahren lassen, nun hat ganz ihrem Kinde zu widmen. Das kleine Neveu hat sich jetzt getraut, jetzt ruht es zufrieden in dem Arm der Mutter. Mit wunderlicher Liebe blüht die junge Frau an ihr Kinde, jede Bewegung, jeden Athemzug verfolgt sie. Langsam treibt der Kahn auf der glatten Fläche. Um die ruhigen Berge-Spitzen hallt ein weiches Gemurmel, schon jagen und jähren die Wellen. Aber ehe das Unschüler lauscht, wird der Kiel hinter den aufgehängten Segel knirschend auf den Strand gezogen, werden Mutter und Kind in Sicherheit sein.
Der Schiffer an dem heiligen Bildes in Proben an der Wand der Madonna der bildenden Kunst. Er hat auch einen „Schiffmann“ der Malerei.
„Was mit rothen Kreften.“ Ein Schiffsbau, Geistes- und Seemann & Komp.

geschrieben (Leipzig, J. J. Weber). Die Motive zu seinen Bildern stammen alle vom Ehemer. Wie das Fächerwerk des „Bahrischen Meeres“ arbeitet, liebt und laßt und trauert, bringt er schlicht und einfach, frisch und wahr nach dem Leben und der Natur zur Darstellung. —

Die Verbreitung der Schwefelsäure in der Atmosphäre ist gelegentlich der Anstellung von Rauchstudien mehrfach untersucht worden. Die direkte Bestimmung der in der Luft oder im Regenwasser enthaltenen Schwefelsäure ist hierbei sehr umständlich und giebt ziemlich ungenaue Resultate; man hat daher meist Fichtenadeln oder Laubblätter analysirt, welche in der betreffenden Luft gewachsen sind. Doch hängt der Schwefelgehalt der Pflanzenhülle zu sehr von der Beschaffenheit des Bodens ab, als daß diese Methode sehr sichere Schlüsse erlaubt. Deshalb wurde vorgeschlagen, Kammwollzeuge mit Natriumhydrat zu tränken, so daß sich Bariumcarbonat im Zeug niederschlägt, und solche Zeuge ausgepresst mehrere Monate lang in der zu untersuchenden Dertlichkeit hängen zu lassen. Das Bariumcarbonat nimmt die Schwefelsäure aus der vorbeistreichenden Luft auf, mit der es sich zu Bariumsulfat verbindet; dasselbe wird nach Abnahme des Zeugs durch die genaue chemische Untersuchung desselben nachgewiesen.

Versuche mit solchen Zeugstücken wurden im Sommer 1899 in verschiedenen Gegenden Deutschlands angestellt, und sie ergaben, daß Schwefelsäure überall in der Luft reichlich vorhanden ist. Im Sauergebirge an der Weiser hingen solche Zeugstücke sechs Monate (vom 5. April bis zum 5. Oktober 1899); jammliche Stücke hatten Schwefelsäure aufgenommen, am wenigsten die, welche in einem dünnen, kaum zugänglichen Fichtenbestand hingen (55 bis 75 Milligramm), während oben auf dem Gebirgs- kamm in lichterem Fichtenwald, etwas tiefer in lichten Buchen und noch weiter am Waldsaum, in der Nähe des Dorfes und hart am Ader 130 bis 180 Milligramm Schwefelsäure gefunden wurden. Da in den Gebirgsgegenden gar keine Industrie vorhanden ist und Eisenstein kann gebraunt werden, so kamen nahe Anhaltenden hier gar nicht in Frage; der ge- fundene Schwefelsäuregehalt entspricht vielmehr der Zusammensetzung einer normalen, reinen, deutschen

Gebirgsluft. Weiter zeigen die Versuche, daß die Fichtenbestände auf die Schwefelsäure bezw. ihre Salze filtrierend und absorbierend wirken.

Ebenso zeigten Zeugproben, die vom 29. März bis 8. Oktober nördlich von Hannover in der Gaidel- Ebene zwischen Fuhrberg und Celle hingen, daß die im Schutze von Kiefernbeständen hängenden Zeuge bedeutend weniger Schwefelsäure aufgenommen hatten (124 Milligramm), als die in gleicher Höhe vom Erdboden auf einer großen Wiesenfläche hängen- den (287 Milligramm). Die größere Menge Schwefel- säure stammte hierbei nicht etwa aus mineralischem Staub, wie die genaue Analyse der Zeugstücke zeigte, sondern direkt aus der atmosphärischen Luft. Daß der Schwefelsäuregehalt gegen den der Gebirgsluft hier ein stärkerer ist, ist jedenfalls aus der größeren Nähe der Industrie zu erklären; in einer Entfernung von acht Kilometern vom Bahnhof Celle war die Auf- nahme von Schwefelsäure bis auf 323 Milligramm ge- flogen.

In noch größerer Nähe von Rauchquellen, im Rauchgebiet der Haushaltungen und Fabriken von Hannover und Linden, wo ebenfalls Zeugstücke vom 18. März bis 9. September hingen, zeigte sich je nach der Entfernung von der Stadt eine Aufnahme von Schwefelsäure von 334 Milligramm bis zu 790 Milligramm. Es ist nach diesen Ergebnissen zweifellos, daß Schwefelsäure überall in der Atmosphäre, auch in der als rein empfundenen Gebirgs- und Gaideluft verbreitet ist, daß aber auch diese Schwefelsäure aus- unferen Orten stammt, deren Auswürfe also die tieferen Schichten der gesammten Atmosphäre Deutsch- lands bis hoch in die Berge hinauf durchziehen.

Uebrigens ist diese Schwefelsäure in der Luft in chemische Verbindung mit Basen, in Salze über- gegangen, so daß sie weder auf den menschlichen und thierischen, noch auf den pflanzlichen Organismus nachtheilig wirkt. — bt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Denthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!